

Michael Peinkofer

dot  
books

# TEAM XTREME



Mission Zero: Der Alpha-Kreis

Und das war nicht die einzige Überraschung!

Denn als der Riese aus dem Schatten der Mauer und ins Licht der Straßenbeleuchtung trat, konnte Race für einen Augenblick sein Gesicht sehen – und erschrak fürchterlich.

Der Kerl trug eine Maske!

Ein gruseliges Ding aus Metall, das seine obere Gesichtshälfte bedeckte und ihn wie Sidos bösen Onkel daherkommen ließ.

»Scheiße«, kommentierte Race für sich selbst. Er hatte keine Ahnung, wer der Kerl war oder was er von ihm wollte, aber er hatte auch nicht die geringste Lust, es herauszufinden. Stattdessen lief er, so schnell er konnte.

Im Rennen riss er eine große Mülltonne um, um seinem Verfolger den Weg zu versperren. Aber der Fleischberg schien nicht nur groß und schwer, sondern auch ziemlich durchtrainiert zu sein, und nahm das Hindernis mit einem leichtfüßigen Sprung.

Und er holte auf!

Race rannte, was seine Beine hergaben, aber der Abstand zwischen ihm und dem Hünen wurde immer kleiner. Sein Herz ratterte wie ein Presslufthammer, die feuchtkalte Luft brannte in seinen Lungen, doch er rannte immer weiter.

Abrupt wechselte er die Straßenseite, lief quer über einen Parkplatz, auf dem mehrere Autos abgestellt waren. Race überlegte, sich zwischen ihnen zu verstecken, aber das hätte nicht viel genützt. Wenn er dem Hünen entkommen wollte, würde er sich schon etwas besseres einfallen lassen müssen ...

Er bog in eine Querstraße ein, rannte am Supermarkt und am Spielplatz vorbei – der Verfolger blieb ihm knallhart auf den Fersen. Schon merkte Race, wie seine Kräfte nachließen und er ein wenig langsamer würde. Nicht mehr lange, und sein Verfolger würde ihn eingeholt haben ...

Plötzlich erspähte der Junge etwas: Drüben, an einer der Parkbänke, die den Spielplatz säumten, lehnte ein Fahrrad! Kein richtiges, sondern ein Spielzeugrad mit Stützrädern, das vermutlich noch nicht mal eine Gangschaltung hatte – aber besser als nichts!

Wieder änderte Race die Laufrichtung, sprang über den Zaun, der den Spielplatz umgab, schnappte sich das Rad und klemmte es sich unter den Arm. Den Zaun noch einmal zu überwinden und auf das Rad zu steigen, das ihm gerade mal bis zu den Oberschenkeln reichte, kostete ihn weitere wertvolle Sekunden, in denen ihm der Hüne gefährlich nahe kam. Aber im nächsten Augenblick schoss Race wie von einem Katapult geschleudert davon!

Auf den Sattel setzte er sich gar nicht erst. Stehend trat er in die Pedale, nach vorn gebeugt und mit beiden Händen am Lenker. Die Stützräder verabschiedeten sich schon auf den ersten Metern. So schnell, wie es noch nie zuvor gefahren war, schoss das Kinderfahrrad den Bürgersteig hinab, dicht gefolgt von dem Riesen.

Seinem Keuchen war zu entnehmen, dass auch der Muskelberg allmählich müde wurde – deshalb setzte er alles auf eine Karte. Mit einem wilden Kampfschrei warf er sich nach vorn, und seine riesigen Pranken stürzten sich auf Race, um ihn an der Jacke zu packen und rücklings vom Fahrrad zu reißen!

Race fühlte, wie sein Verfolger nach ihm griff. Er zog den Kopf zwischen die Schultern, trat so fest in die Pedale, wie er nur konnte – und entging den Klauen des Maskierten um

Haaresbreite!

Der Hüne gab einen erstickten Schrei von sich, als seine Pranken nur leere Luft fassten. Da er sein ganzes Körpergewicht in die Aktion gelegt hatte, geriet er ins Taumeln. Er stolperte und schlug der Länge nach auf den Boden – und das Rennen war entschieden.

Fürs erste ...

Denn Race, der in lauten Jubel ausbrach, während er auf dem Kinderfahrrad davon flitzte, hatte keine Ahnung, dass der Mann mit der Maske nicht der einzige war, der sich für ihn interessierte.

Ein schwarzer BMW, der am Straßenrand parkte und dessen verspiegelte Scheiben keinen Blick ins Innere erlaubten, ließ plötzlich den Motor an. Die Scheinwerfer flammten auf, und der Wagen rollte die Straße hinab, Race hinterher ...

## Kapitel 6

### Die Arcanosphäre

*Paris, Frankreich*  
*00.00 Uhr*

Mitternacht.

Die Glocken von Notre Dame läuteten das Ende des alten und den Beginn des neuen Tages ein, während eisig kalter Wind die Seine heraufwehte und welches Laub über den Gehsteig blies.

Obwohl sie einen dicken Wollmantel trug und den Kragen hochgeschlagen hatte, froh Charlie. Immer wieder schaute sie zu der großen Kathedrale hinüber, deren Umrisse sich im bleichen Mondlicht abzeichneten und die ziemlich unheimlich aussahen.

Charlie hatte Angst.

Vor zwei Tagen, zu Hause im warmen Wohnzimmer, war sie ganz sicher gewesen, dass sie ihren Vater nach Paris begleiten wollte. Nun, da sie mitten in der Nacht am Pont Neuf stand und darauf wartete, dass sich der geheimnisvolle Unbekannte zeigte, war sie nicht mehr ganz so überzeugt.

Während der letzten 48 Stunden hatte Charlie an kaum etwas anderes denken können. Damit, dass ihr Vater und ihre Mutter ihr all die Jahre etwas vorgemacht hatten und in Wirklichkeit gar nicht ihre Eltern waren, wäre sie noch ganz gut zurechtgekommen. Schließlich hatten die beiden nur das Beste für sie gewollt, und es änderte nichts daran, dass Charlie sie von Herzen liebte.

Aber die Sache mit der mysteriösen Kugel, die ihre leibliche Mutter ihr vermacht hatte und um die sich ein wichtiges Geheimnis zu ranken schien, ließ ihr keine Ruhe. Wer war der Absender des geheimnisvollen Briefes? Woher hatte er ihre Mutter gekannt? Und wer war sie gewesen?

Während der Zugfahrt nach Paris hatte Charlie ihren Vater mit Fragen bestürmt, aber er hatte ihr keine davon beantworten können. Alles, was sie tun konnten, war warten ...

»Und wenn er nicht kommt?«, fragte Charlie ihren Vater, der schweigend neben ihr stand und auf die menschenleere Brücke starrte, über die nur hin und wieder ein Auto fuhr.

»Er wird kommen«, war Francois Renard überzeugt. »Schließlich wollte er dieses Treffen, nicht wir.«

»Das stimmt.« Charlie nickte. »Aber was, wenn er aufgehalten wurde? Oder wenn ihm etwas zugestoßen ist? Oder wenn ...«

Sie sprach nicht weiter. Panik brachte sie nicht weiter. Aber sie musste immer wieder an

den schwarzen Wagen denken, der vor ihrem Haus gestanden hatte. In dem Moment, als die Zigarette aufgeglommen war, hatte Charlie etwas gefühlt. Eisige Kälte, wie sie sie noch nie zuvor verspürt hatte ...

»Suchen Sie jemand bestimmten?«

Sowohl Charlie als auch ihr Vater erschrakten, als sie plötzlich von hinten angesprochen wurden. Beide fuhren herum – und erlebten eine Überraschung.

Denn wie auch immer sie sich den geheimnisvollen Unbekannten vorgestellt hatten – so ganz sicher nicht.

Der Mann, der sie angesprochen hatte (und dessen Französisch ziemlich englisch klang), war mittelgroß, trug einen grauen Mantel und hatte kaum Haare auf dem Kopf. Durch die dicken Gläser einer Hornbrille schaute ein kleines, aufmerksames Augenpaar.

»Miss Dubois, wie ich annehme«, sagte der Fremde. Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

»D-das stimmt«, gab Charlie zu.

»Und Sie sind ...«, wandte sich der Kahlkopf an ihren Vater.

»Francois Renard«, stellte sich dieser vor. »Charlottes Adoptivvater. Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Das dürfte für Sie zwar schwerlich von Interesse sein, aber ich will Ihre Frage dennoch nicht unbeantwortet lassen«, erwiderte der Fremde und gestikuliert dabei mit den Händen.

»Mein Name ist Dickens. Dr. Dickens, um genau zu sein.«

»Haben Sie den Brief geschrieben?«, wollte Charlie wissen.

»Ja – und nein«, erwiderte Dickens ausweichend. Sein Benehmen und seine geschwollene Art sich auszudrücken hatten etwas unfreiwillig Komisches. Ein bisschen erinnerte er Charlie an ihren Mathematiklehrer. Wäre die Sache nicht so unheimlich gewesen, hätte sie vielleicht sogar gelacht.

»Am besten«, schlug der Doktor vor, »Sie übergeben mir gleich den fraglichen Gegenstand, so dass wir uns weitere Unannehmlichkeiten ersparen können. Ich habe keine Lust, mich hier draußen zu erkälten. Sie vielleicht?« Er lachte hell, und Charlies Eindruck, es mit einem ziemlich seltsamen Kauz zu tun zu haben, verstärkte sich noch.

Sie versuchte, Dickens' Absichten zu erspüren – aber da war nichts. Der angebliche Gelehrte hatte die Ausstrahlung von einem Stück Zwieback.

»Natürlich«, sagte ihr Vater, griff in die Innentasche seines Mantels und holte die Kugel hervor, die er in ein Stück Papier gewickelt hatte. Statt sie jedoch gleich zu übergeben, reichte er sie an Charlie weiter. Obwohl Dickens die Hände danach ausstreckte und seine kleinen Äuglein begehrlig blitzten, behielt Charlie die Kugel zunächst für sich.

»Was ist da drin?«, wollte sie wissen.

»Tut mir leid, Miss Dubois – darüber darf ich Ihnen keine Auskunft erteilen.«

»Und wenn ich mich weigere, Ihnen die Kugel zu geben?«, fragte Charlie trotzig.

»Das können Sie nicht. Die Kugel ist nicht Ihr Eigentum. Sie wurde Ihrer Mutter lediglich zur Aufbewahrung überlassen.«

»Was wissen Sie über meine Mutter?«

»Nichts«, behauptete Dickens. »Nur, dass sie eine enge Freundin meines Auftraggebers gewesen ist.«

»Ihres Auftraggebers?« Charlie horchte auf. Der eigenartige Zeitgenosse war also nicht der wahre Unbekannte, der hinter allem steckte. Fast war sie darüber ein wenig erleichtert.

»Ganz recht«, bestätigte der Doktor, der allmählich nervös zu werden schien. »Und nun geben Sie mir bitte den Gegenstand, damit wir die Transaktion abschließen und alle wieder nach Hause gehen können.«

»Nach Hause?«, fragte Charlie. »Wo bitte, soll das sein?«

»Nun«, meinte Dickens, »ich nehme an, dass Sie ein Hotel für die Nacht ...«

»Davon spreche ich nicht«, wehrte Charlie ab. »Ich will wissen, wie ich wieder in mein altes Leben zurückkehren soll nach allem, was ich erfahren habe.«

»Aber Sie haben doch nichts erfahren, Miss Dubois.«

»Nein?« Charlie schnaubte. Die kaltschnäuzige Art des Gelehrten ging ihr auf die Nerven.

»Ich weiß jetzt, dass meine Eltern nicht meine richtigen Eltern sind. Und dass meine Mutter offenbar Diplomatin gewesen ist. Und dass sich etwas in meinem Besitz befindet, das scheinbar so wichtig ist, dass ...«

»Befand«, verbesserte Dickens und streckte einmal mehr die Hand nach der Kugel aus. Wenn er Mitgefühl für Charlie empfand (oder auch nur eine Spur von Verständnis), so verbarg er es gut.

»Nein«, sagte Charlie und schüttelte trotzig den Kopf. »Ich gebe das Ding nicht her, solange ich von Ihnen nicht ein paar Antworten bekommen habe.«

»Sie vergreifen sich im Ton«, stellte Dickens beleidigt fest. »Wo bleibt die französische Höflichkeit?«

»Charlotte hat Recht«, sprang Francois Renard seiner Adoptivtochter bei. »Sie sind es, der die Kugel unbedingt haben will und der uns dafür mitten in der Nacht an diesen Ort zitiert hat. Also sagen Sie uns verdammt nochmal, was das alles soll.«

Durch die dicken Gläser seiner Brille starrte Dickens von einem zum anderen.

Es dauerte einen Moment, dann seufzte er tief und murmelte etwas Unverständliches.

»Also schön«, sagte er gnädig, »wie ich Ihnen schon sagte, bin ich nicht befugt, Ihnen detaillierte Angaben über den Inhalt der Arcanosphäre zu machen, aber ...«

»Der was?«, hakte Charlie nach.

Dickens seufzte abermals – das Seufzen eines Lehrers, der es satt hatte, denselben Sachverhalt wieder und wieder und wieder zu erklären. Charlie hatte dieses Seufzen schon oft gehört. Bei ihrem Mathematiklehrer ...

»Eine Arcanosphäre«, erklärte Dickens mit vor Ungeduld bebender Stimme, »ist ein kugelförmiger, hermetisch abgeschlossener Behälter, der dazu benutzt wird, Gegenstände von großer Wichtigkeit aufzubewahren. Im Inneren herrscht ein Vakuum, das den eingeschlossenen Gegenstand über einen sehr langen Zeitraum hinweg konserviert.«

»Aha«, machte Charlie, obwohl sie nur die Hälfte verstanden hatte. »Und was für ein Gegenstand ist das?«

»Darüber darf ich Ihnen keine Auskunft erteilen«, wiederholte Dickens mit der Hartnäckigkeit einer Schallplatte, die hängengeblieben war. »Aber ich kann Ihnen sagen, dass es sich dabei um eine revolutionäre neue Technik handelt, und dass es außer uns noch mehr Parteien gibt, die sich dafür interessieren. Aus diesem Grund ...«

»Noch mehr Parteien?«, fragte Charlies Vater. »Sprechen Sie etwa von diesen Typen?«